

schen. Dann schließt sich recht gefeierter Gottesdienst ohne „Schulung“ von selbst auf. — Die Spiritualität, der Studiengang der Priesteramtskandidaten, die Fort- und Weiterbildung der Geistlichen: alles das geht nicht mehr ohne die Verarbeitung dessen, was in diesen Dokumenten vorliegt, was für die Pastoral und das gesamte Leben unserer Gemeinden fruchtbar werden soll und muß. Von der sachgerechten Information über die glaubenaufschließende

Verkündigung bis zur Mystagogie ist der Diener des Wortes gefordert und ebenso der Glaube der Gemeinde. Alle Bausteine liegen bereit. Sie sind zum guten Teil sogar nummeriert. Die glaubende und liebende Phantasie kann daraus einen Bau errichten, der je andere Gestalt hat. In allen würde Freude herrschen und Hoffnung. In dem Sinne müssen wir weitermachen — oder besser: Fangen wir an!

Dokumentation

Gemeinden von heute, Gemeinden von morgen

Ein Fastenhirtenbrief von Bischof Wilhelm Kempf

Unter diesem Motto steht der diesjährige Fastenhirtenbrief des Bischofs von Limburg Wilhelm Kempf. Er ist jenseits billiger Klagen über die Widerwärtigkeit des Zeitgeistes um nüchterne Bestandsaufnahme bemüht und versucht Wege zu zeigen, die die Kirchen am Ort zu neuer Offenheit und zu mehr Vertrauen in ihrem Aufstieg führen können. Wir veröffentlichen unter Weglassung der Anfangs- und Schlußpassagen den Hirtenbrief im Wortlaut.

... Ich möchte die bevorstehende Bußzeit zum Anlaß nehmen, um mit Ihnen über die Situation der *Gemeinden von heute* nachzudenken und zu prüfen, ob sie *Gemeinden für morgen* sind oder wie sie es werden können. Ich habe dazu keine fertigen Antworten. Darum bitte ich Sie, in den Gemeinden über die hier vorgelegten Gedanken zu sprechen. Das gemeinsame Suchen nach gangbaren Wegen für die Fortentwicklung unserer Gemeinden wird uns helfen, die Fragen der Osternacht bewußter zu hören und mit größerer Verantwortung und Hoffnung zu beantworten.

Erster Teil: Gemeinden von heute

1. Zur Situation der Gemeinden

Es ist kaum möglich, die Situation der heutigen Gemeinden mit wenigen Worten zutreffend darzustellen. Denn einmal ist die Situation der Gemeinden von Ort zu Ort je nach ihrer Geschichte und Zusammensetzung unterschiedlich. Zum anderen kann man nicht ohne weiteres von meßbaren Daten und Zahlen auf den inneren Zustand einer Gemeinde schließen; denn Zahlen spielen in Fragen des Glaubens nicht die entscheidende Rolle; sie machen uns aber oft auf tieferliegende Sachverhalte aufmerksam. Deshalb möchte ich im Blick auf das Bistum als ganzes einige Daten nennen und damit zu der Überlegung anregen, inwieweit die allgemeinen Feststellungen auch für die Situation Ihrer Gemeinde von Belang sind.

— In fast allen Gemeinden ist ein starker Rückgang des Gottesdienstbesuches zu beobachten. In den letzten zehn Jahren hat die Zahl der Gottesdienstbesucher um 21 % abgenommen.

— Stark rückläufig ist auch die Zahl der Beichten. Das gibt trotz des guten Besuches der Bußgottesdienste zu denken.

— Manche Brautpaare lassen sich nicht mehr kirchlich trauen. Eheprobleme und Ehescheidungen nehmen in den Gemeinden zu.

— In den letzten zehn Jahren haben durchschnittlich pro Jahr ca. 2000 Katholiken, das sind 0,2 % aller Katholiken, ihren Austritt aus der Kirche erklärt. Zwar ist diese Zahl nicht übermäßig hoch; sie darf uns aber nicht gleichgültig lassen.

— Die kirchlichen Vereine, die früher im Leben der Gemeinden oft eine wichtige Rolle spielten, haben — besonders in den Städten — heute an Bedeutung und Einfluß verloren.

— Die Zahl der kirchlichen Berufe nimmt zusehends ab. Von den 596 Diözesan- und Ordenspriestern im aktiven Dienst werden in den kommenden zehn Jahren aus Krankheits- oder Altersgründen jährlich etwa 10–15 aus dem aktiven Dienst ausscheiden. Im gleichen Zeitraum sind nach vorsichtiger Schätzung jährlich höchstens fünf Neupriester zu erwarten. Amtsniederlegungen sind keine Seltenheit mehr. Aufgrund dieser Entwicklung können schon jetzt pro Jahr etwa zehn bis zwölf Stellen, auf denen bisher Geistliche tätig waren, nicht wieder mit Priestern besetzt werden. Eine zunehmende Zahl von Gemeinden wird in Zukunft nicht mehr mit einem eigenen Priester rechnen können. Größere Gemeinden werden ohne Kaplan auskommen müssen, was sich besonders in der Jugendarbeit ungünstig auswirken muß. Die ständigen Diakone leisten spürbare und dankenswerte Hilfe in der Seelsorge; ihre Zahl fällt aber angesichts dieser Situation noch nicht ins Gewicht.

Infolge der starken Überalterung und des Mangels an neuen Ordensberufen werden die *Ordensgemeinschaften* in den nächsten Jahren immer mehr Kindergärten, ambulante Krankenpflegestationen, Krankenhäuser und Altenheime aufgeben müssen.

Der Einsatz von *Laienmitarbeitern und -mitarbeiterinnen* als Sozialarbeiter, Gemeindeassistenten, Pastoralreferenten, Katecheten hat sich bewährt. Der Bedarf ist jedoch weit größer als die Zahl der vorhandenen Kräfte.

— Der schulische Religionsunterricht befindet sich in einer inneren Krise. Zweifellos bemühen sich viele Religionslehrer nach Kräften, ihren Schülern unseren Glauben unverkürzt in einer alters- und zeitgemäßen Weise nahezubringen. Das sei dankbar anerkannt. Doch befassen sich manche Religionslehrer intensiv mit sozialkundlichen und gesellschaftlichen Themen, ohne in genügendem Maße zur religiösen Dimension und zu einer Konfrontation mit dem christlichen Glauben weiterzuführen. Wieder andere beschränken sich auf das Weitergeben von Glaubensformeln, ohne auf die Lebens- und Erfahrungswelt der Schüler einzugehen, oder konfrontieren die Jugendlichen mit Formen des Glaubensvollzuges, die von diesen nicht mehr verstanden werden. Der jährlich zu erwartende Nachwuchs an Religionslehrern ist um etwa 50% zurückgegangen. Eine größere Zahl von Lehrern mit Lehrbefähigung für Religion will in diesem Fach nicht mehr unterrichten. Das wird schon in den nächsten Jahren dazu führen, daß nicht einmal mehr die Hälfte der vom Staat in den Schulen vorgesehenen Religionsstunden erteilt werden kann.

— Sehr viele Jugendliche fühlen sich in ihrer Gemeinde nicht zu Hause. Ihrer Meinung nach pflegen die Gemeinden allzu oft nur ihren Innenbereich und leben an der gesellschaftlichen Wirklichkeit und an den Problemen der jüngeren Generation weit hin vorbei. Sie meinen überdies, kirchliche Amtsträger pochten leicht zu sehr auf ihre Autorität. Mögen die genannten Vorwürfe vieler junger Leute zutreffen oder nicht, ihr Vorhandensein läßt sich nicht bestreiten und sollte zu denken geben. Wo solche Einschätzungen vorherrschen, sind kaum noch Berufsentscheidungen für den kirchlichen Dienst zu erwarten.

— Sehr viele, die Tag für Tag in den Fabriken und Betrieben arbeiten, fühlen sich in der Gemeinde nicht verstanden, weil nach ihrem Empfinden die Probleme der Arbeitswelt in Verkündigung und Leben der Gemeinde kaum eine Rolle spielen. Sie meinen, unter den aktiven Gemeindegliedern zu wenige ihresgleichen zu finden.

— Aber auch viele Intellektuelle finden kein Verhältnis zur Gemeinde. Manche von ihnen haben Schwierigkeiten, Denken und Glauben zu vereinbaren; manche haben auch das Gefühl, daß kritisches Denken in der Gemeinde nicht sehr gefragt ist oder gar als verdächtig gilt.

— Nicht wenige Christen, die sich die Lehre und Praxis der Kirche nicht mehr voll zu eigen machen, blicken aber dennoch mit Erwartungen auf die Kirche. Aufgrund des vielfach noch vorherrschenden Gemeindeverständnisses meinen sie jedoch, dort keinen Platz mehr zu haben.

Trotz dieser Feststellungen muß betont werden, daß es in vielen Gemeinden unseres Bistums deutliche Ansätze für eine Erneuerung im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils gibt. Die Mitarbeit vieler Laien im Pfarrgemeinderat, im Kirchenvorstand und in den vielfältigen Diensten der Gemeinde verdient Anerkennung und gibt Hoffnung. Wo Priester und Laien gut zusammenarbeiten, um das Gemeindeleben zu aktivieren, zeigen sich schon heute Erfolge. Aber wir dürfen uns die Frage nicht ersparen, ob diese guten Ansätze an dem besorgniserregenden Gesamtbild viel ändern.

Wir stehen daher vor einer Frage, die von manchen ausgesprochen, aber von vielen ängstlich beiseitegeschoben wird: Wie geht es mit den Gemeinden weiter? Sind wir in eine Sackgasse

geraten, in der nur Umkehren hilft? Oder sind wir auf einem Weg, wo es einer Kurskorrektur bedarf? Es wäre ebenso falsch, angesichts dieser Situation zu resignieren wie sich in einen hektischen Aktivismus zu flüchten in der trügerischen Hoffnung, daß die allgemeine Entwicklung dadurch an den Grenzen der eigenen Gemeinde aufgehalten werden könnte.

Wir befinden uns heute in einer Übergangssituation. Bisher waren gesellschaftliches und kirchliches Leben vielfältig und oft sehr unmittelbar verbunden: fast alle Menschen waren getauft und werden wie selbstverständlich in das kirchliche Leben hineingeboren. Die Kirche war Volkskirche. Sehr viele standen und stehen — wenn auch in sehr unterschiedlichem Maße — unter dem Einfluß der christlichen Lehre. Die Gesellschaft als ganze war christlich geprägt.

Wenn nicht alles trügt, erleben wir heute den Übergang von einer Volkskirche, der man selbstverständlich zugehört, zu einer Kirche, für die man sich persönlich entscheiden muß. Wer ein Christ bleiben will, wird sich dazu immer wieder entscheiden müssen. Die Kirche wird einen anderen gesellschaftlichen Stellenwert haben.

Von dieser Übergangssituation ist heute schon jede Gemeinde betroffen. Es hat keinen Sinn, darüber zu klagen. Solche Umbruchszeiten bergen nicht nur Gefahren, sondern auch Chancen in sich, weil sie zur Neuorientierung am Maßstab des Glaubens nötigen. Dabei ist ein Blick auf die frühchristlichen Gemeinden hilfreich; denn sie lebten in einer nichtchristlichen Welt. Wer damals Christ werden und bleiben wollte, hatte sich gleichfalls mit anderen Weltanschauungen auseinanderzusetzen und dann bewußt zu entscheiden.

2. Zur Orientierung

Jede christliche Gemeinde gründet in Jesus Christus, der gekommen ist, „den Armen die frohe Botschaft zu verkünden“ (Lk 4, 18). Jede christliche Gemeinde soll werden, was die Kirche als ganze ist und sein soll: Kraftfeld des Geistes Jesu, Anbruch der Gottesherrschaft, Ort der Menschenfreundlichkeit Gottes und Grundlegung der kommenden mit Gott versöhnten gerechten und glücklichen Welt.

Erinnern wir uns an die Anfänge der Urgemeinde: Jesus wurde am Kreuz hingerichtet. Seine Anhänger waren ratlos und verwirrt. Ihre Hoffnungen auf eine bessere Welt, die Jesus in ihnen geweckt hatte, waren enttäuscht; die Initiative Jesu mußte ihnen als gescheitert gelten; alles schien beim alten zu bleiben. In dieser Situation führt die Auferstehung Jesu zu einer überraschenden Wende: die Jünger sammeln sich wieder. Aus ängstlichen Menschen, die sich vor ihrer Umwelt verstecken, werden mutige Glaubenszeugen, die mit ihrem Leben einstehen für die Botschaft Jesu; aus zweifelnden Juden werden Missionare, die sich sogar in die nichtjüdische Welt hinauswagen. Aus Menschen, die durch Sprache und Kultur um Welten voneinander getrennt sind, werden Christen, die sich verstehen und die machtvollen Taten Gottes verkünden (Apg 2, 2—11).

Das österliche Wunder ihrer Umwandlung setzt die frühen Christen instand, das weiterzutun und weiterzusagen, was die ersten Zeugen mit Jesus erlebt haben. „Ihr wißt ja...“ — so predigt zum Beispiel Petrus —, „wie Gott Jesus von Nazareth gesalbt hat mit heiligem Geist und Kraft, wie dieser umherzog, Gutes tat und alle heilte, die in der Gewalt des Teufels waren, denn Gott war mit ihm“ (Apg 10, 37 f.). Derselbe Gott ist jetzt mit ihnen, denen die Auferweckung des Gekreuzigten Gewiß-

heit und Berufung wurde. Derselbe Gott, in dem Jesus lebte und wirkte, läßt seine Jünger in seinem Auftrag predigen und handeln. Wie Jesus selbst geraten auch sie in Widerspruch zur Welt, deren herrschende Vorstellungen sie kritisieren und für weithin überholt erklären: „Es gilt nicht mehr Jude und Grieche, nicht Sklave oder Freier, nicht Mann und Frau, denn ihr alle seid einer in Christus“ (Gal 3, 28).

In der Kraft des Heiligen Geistes entstehen die ersten christlichen Gemeinden. Auffällig ist ihre — auch Konflikte nicht ausschließende — innere Lebendigkeit. Je nach Herkunft und Situation der Gemeinde gab es in ihnen verschiedene Aufgaben und Ämter (vgl. 1 Kor 12 und Röm 12). Neben dem Kern der Gemeinde gab es sogenannte Katechumenen, Erwachsene, die sich für das Christentum entschieden hatten und sich auf ihre Taufe vorbereiteten; sie gehörten zur Gemeinde, auch wenn sie nur am Wortgottesdienst teilnehmen durften. In den Augen der nichtchristlichen Umgebung waren diese Gemeinden interessant und anziehend; „seht, wie sie einander lieben“, hieß es von ihnen (vgl. Apg 2, 42–47).

An der Entstehung und dem Leben der ersten Gemeinden lassen sich verbindliche Maßstäbe für jede christliche Gemeinde ablesen, denn in demselben Geiste, der die Urkirche bestimmte, ist christlicher Glaube durch die Zeiten hin gelebt worden und bis zu uns gekommen. Wo dieser Heilige Geist am Werke ist, wo er Menschen selbstlos macht und zum Glaubenszeugnis drängt, dort entsteht und lebt auch heute christliche Gemeinde, deren Ursprung und Lebensmitte das Ostergeschehen ist.

Wie Jesus nicht um seiner eigenen Ehre willen gewirkt hat, so kann auch eine christliche Gemeinde nicht nur mit sich selbst beschäftigt sein; denn sie ist kein Selbstzweck. Jesu Wirken war bestimmt vom Kommen der Gottesherrschaft, vom Heil für alle Menschen, für jedes Volk und für die ganze Welt. Dafür hat er sich eingesetzt und sein Leben hingegeben. Er war ja darauf aus, den Menschen auf vielfache Weise zu helfen und sie so erfahren zu lassen, wie gut Gott ist und was Gott mit der Welt im Sinne hat: Heil und Glück.

Die christliche Gemeinde muß sich deshalb von demselben Geist leiten lassen. Sie ist Gemeinde nur in dem Maß, wie sie dem Kommen der Gottesherrschaft dient und dem Mitmenschen die Güte Gottes erfahrbar macht. Ihr kann es deshalb nicht gleichgültig sein, wie sie auf Außenstehende wirkt. Eine Gemeinde, die ihre ganze Kraft und Energie für ihre eigenen Probleme verbraucht oder Kirchturmpolitik betreibt, muß sich fragen lassen, wie weit sie den Geist Jesu verstanden hat. Sie muß sich fragen lassen, ob sie eine Quelle von Hoffnung ist. Finden die Menschen bei ihr das, was das Wirken Jesu und das Bild der ersten Gemeinden so anziehend machte? An diesen Fragen kann und muß eine christliche Gemeinde prüfen, wie es um ihren Glauben steht.

Die Gemeinde soll nicht in erster Linie auf ihr Ansehen bedacht sein und das Urteil anderer zum letzten Maßstab machen. Sie wird aber an den Erwartungen anderer deutlicher erkennen, wo sie sich selbstloser und großzügiger einsetzen kann und wo ihr Aufgaben zufallen, die über ihren unmittelbaren Bereich hinausreichen. Christliche Gemeinde muß missionarisch wirken, wach und aufgeschlossen für das, was der Augenblick erfordert und was der Geist zu ihr und durch sie spricht (vgl. die Sendschreiben Apk 2 und 3). Selbstlos mit anderen Menschen guten Willens zusammenarbeitend sollte sie darauf verzichten, ihre Eigeninteressen an die erste Stelle zu setzen. Denn sie steht im Dienst der kommenden Gottesherrschaft, und diese will jeden Menschen und die ganze Welt.

Die Mitverantwortung für die Hoffnungen und Nöte aller Menschen bedeutet für die christliche Gemeinde nicht billige Anpassung. Auch darin ist sie ihrem Herrn verpflichtet. An ihm schied sich die Geister seiner Zeit. Die Gemeinde wird ihrer Zeit die Botschaft Jesu als Spiegel vorhalten. Sie muß ihre Umwelt in aller Liebe und Entschiedenheit wissen lassen, daß eine Welt des Egoismus, der Gottlosigkeit und der Selbstgerechtigkeit vor Gott nicht bestehen kann, dessen Wille und Anspruch in Jesus endgültig sichtbar wurde. Selbst unter dem Gericht Gottes stehend wird christliche Gemeinde sich zum Anwalt der berechtigten Hoffnungen aller Menschen machen, zugleich aber die Verheißungen des Evangeliums verkünden, die erst erfüllt sein werden, wenn Gott den Menschen „jede Träne aus ihren Augen wischen“ wird: „der Tod wird (dann) nicht mehr sein, nicht Trauer noch Klage, noch Mühsal. Denn die alte Welt ist vergangen“ (Apk 21, 4).

3. Zwischenbilanz

Messen wir unsere Gemeinden von heute am Maßstab des Evangeliums und vergleichen wir sie mit den Gemeinden der frühen Kirche, so muß uns Unruhe überkommen: wieviel lebendiger und wirkungsvoller erscheinen die frühchristlichen Gemeinden. Sie wirkten nach Art des Sauerteiges in ihre Umwelt hinein, waren missionarisch und dynamisch wie Jesus selbst. Ohne sich ihrer Umwelt anzugleichen, waren sie ihr offen und kritisch zugleich zugewendet. Sie handelten aus der Gewißheit, daß sie ihrer Zeit etwas zu bringen hatten, was über Leben und Zukunft aller entschied.

Wir tun uns heute schwer mit dieser missionarischen Einstellung. Eine christliche Gemeinde wird aber nur Zukunft haben und Hoffnung stiften können, wenn sie sich ihrer Zeit und Umwelt in kritischer Solidarität öffnet. Auch hier gilt: „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren“ (Mt 16, 25a). Eine Gemeinde, die nur für sich selbst dahinlebt, läßt den Geist Jesu vermissen, der das Heil und Glück aller Menschen will. Einer Gemeinde aber, die sich selbst auf den anderen hin überschreitet, gilt das Wort Jesu: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40).

Lassen Sie mich nun aus dieser Sicht einige Fragen stellen mit der Bitte, die Situation Ihrer Gemeinde im Lichte des Evangeliums zu prüfen und zu beurteilen.

- Tut die Gemeinde, was in ihren Kräften steht, um ihre Mitglieder zu einer persönlichen Entscheidung für Jesus Christus und zu seiner Nachfolge zu befähigen?
- Ist der Gottesdienst der Mittelpunkt des Gemeindelebens, an dem sie sich immer wieder auf dieses Ziel hin ausrichtet?
- Welches sind die Hauptprobleme am Ort und an der Umwelt Ihrer Gemeinde; wie verhält sich diese dazu?
- Ist Ihre Gemeinde vielleicht so sehr mit sich selbst befaßt, daß ihr Blick nach außen verstellt ist?
- Was merken Ihre Nachbarn, die Menschen in Ihrem Hochhaus oder Wohnblock, in Ihrer Straße oder Nachbarschaft, Ihre Kolleginnen und Kollegen im Betrieb vom Leben Ihrer Gemeinde und wie wird über sie geredet?
- Geben in Ihrer Gemeinde Selbstbemitleidung und Resignation den Ton an oder ein aus dem Glauben geschöpftes Selbstvertrauen und die Überzeugung, auch der Gesellschaft von heute etwas Entscheidendes zu sagen zu haben?
- Wie steht es um die Zusammenarbeit mit anderen Gruppen am Ort, die sich in irgendeiner Form dem Dienst am Menschen widmen?
- Ist Ihre Gemeinde auch für solche Jugendlichen interessant,

die den Glauben bisher gar nicht oder nur oberflächlich und wenig jugendgemäß kennengelernt haben?

Wenn die Gemeinden von heute auch Gemeinden für morgen werden und die Botschaft Jesu in die Zukunft einbringen wollen, dürfen sie diesen und ähnlichen Fragen nicht ausweichen. Je ehrlicher sie sich ihnen stellen, desto überzeugender werden sie in der Osternacht diese Fragen nach unserem Glauben beantworten können.

Zweiter Teil: Gemeinden für morgen

Die Beantwortung der Fragen am Schluß des ersten Teiles dieses Briefes mag viele Gemeinden zu der Erkenntnis geführt haben, daß ihr Interesse und ihr Leben zu sehr um sich selbst kreist und die Verantwortung für die Gesellschaft vernachlässigt. Auftrag und Verheißung Jesu an seine Jünger lauteten aber, Licht der Welt, Salz der Erde zu sein. Gemeinden von heute werden in dem Maße Gemeinden für morgen sein, als sie diesem Auftrag entsprechen. Um erkennen zu können, welche Schritte die Gemeinden in Erfüllung dieses Auftrags tun könnten, müssen wir nach Situation und Entwicklungen unserer Gesellschaft fragen. Diese genau zu beschreiben, ist Sache der Fachleute. Ich möchte hier nur einige allgemein zugängliche Beobachtungen aus unserem gesellschaftlichen Leben zur Sprache bringen, in denen ich eine Herausforderung unserer Gemeinden sehe.

1. Herausforderung der Gemeinden

— In den 25 Jahren seit Bestehen der Bundesrepublik ist es durch die Anstrengung vieler Kräfte gelungen, einen im ganzen freiheitlichen und demokratischen Rechtsstaat aufzubauen, der sich um friedliche Beziehungen zu den Nachbarvölkern bemüht. In besorgniserregender Weise versuchen aber extreme Kräfte von rechts und links, an diesem Fundament unserer gesellschaftlichen Existenz zu rütteln. Diese Gefahr kann die christlichen Gemeinden nicht gleichgültig lassen. Wir müssen uns engagieren, wo immer es gilt, den Frieden nach innen und außen zu schaffen und zu erhalten.

— Was Fachleute schon seit einigen Jahren betonen, wird nun allgemeiner bewußt: die Rohstoffe der Erde sind nicht unbegrenzt. Planlose Ausbeutung der Bodenschätze und unbegrenzte Verschmutzung der Umwelt gefährden das Leben auf unserer Erde. Wir müssen in den Gemeinden das Bewußtsein für diese Probleme schärfen und durch unser Verhalten ein Beispiel geben, wie am Ort verantwortlich mit den Dingen — auch mit unserem Abfall — umgegangen werden kann.

— Dank der erstaunlichen Leistungen der letzten Jahre haben alle — wenn auch in zu unterschiedlichem Maße — Anteil am wirtschaftlichen Wachstum erhalten. Aber womit wurde das bezahlt? Hat sich nicht unter der Hand eine Lebenseinstellung breitgemacht, derzufolge besserer Verdienst und damit gesteigerter Lebensstandard als die höchsten Lebensziele gelten? Wer mehr verdient oder ein schnelleres Auto fährt als der andere oder wer die neueste Mode trägt, meint auch mehr zu sein. Was verlockend angeboten wird, wird häufig ohne Rücksicht auf die Notwendigkeit auch gekauft. Wozu aber führen diese immer neuen, oft künstlich geweckten Bedürfnisse? Gibt es nichts wichtigeres im Leben, als die dauernde Steigerung des Wohlstandes? Auch zu solchen Fragen sollte die Gemeinde Stellung nehmen und ihren eigenen Umgang mit Geld und Besitz überprüfen.

— Spätestens durch die Energiekrise wurde bewußt, wie sehr unser Wohlstand unter anderem von den billig eingekauften Rohstoffen der Länder der Dritten Welt und von der Mitarbeit ausländischer Arbeitnehmer abhängt. Das sollte dazu führen, auch die Bedeutung der Entwicklungshilfe schärfer zu sehen. Wir sollten uns mitverantwortlich wissen für ein Klima in der Gesellschaft, das der Entwicklungshilfe günstig ist. Wir müssen uns fragen, ob unsere zweifellos verdienstlichen Hilfswerke Misereor und Adveniat schon zureichender Ausdruck der christlichen Verantwortung für die Dritte Welt sind. Leisten wir ferner genug Hilfe für die menschliche und soziale Eingliederung der sogenannten Gastarbeiter und ihrer Familien in die Gesellschaft und in unsere Gemeinden?

— Wenn in einer Gesellschaft Erfolg und Wohlstand als oberste Ziele gelten, müssen Menschen sich abgeschrieben und überflüssig vorkommen, welche die geforderte Leistung nicht oder nicht mehr erreichen und dem üblichen Lebensstandard nicht mehr entsprechen können. Besonders ältere und kranke Menschen haben es deshalb schwer. Ich denke auch an jene, die aus dem Gefühl der Überforderung heraus mit sich und der Welt nicht zurechtkommen; sie werden seelisch und körperlich krank; sie flüchten in Ersatz- und Traumwelten, nehmen Drogen und Alkohol und verlieren sich in verantwortungslose Sexualität oder wirklichkeitsfremde Theorien. Andere wiederum werden straffällig und finden den Weg nicht mehr zurück. Unsere Gemeinden sollten es als ihre Aufgabe ansehen, soweit das in ihren Kräften liegt, solchen Menschen wieder zu Selbstvertrauen und Berufsfähigkeit zu helfen und Vorurteile wie Mißtrauen gegen sie abzubauen.

— Die Energiekrise hat uns wieder deutlich gemacht, wie gefährdet viele Arbeitsplätze sind. Aber auch dort, wo der Arbeitsplatz einigermaßen sicher ist, bietet er häufig genug unzureichende Arbeitsbedingungen. Gibt es dort genug Selbständigkeit und Mitverantwortung? Wird alles ausschließlich am Gewinndenken orientiert, oder werden auch die Bedürfnisse der arbeitenden Menschen hinreichend berücksichtigt? Während oft ein unverantwortlicher Leistungsdruck die Menschen überfordert, ist mancherorts allerdings auch ein bedenkliches Nachlassen der Arbeits- und Berufsmoral festzustellen. Soweit ich sehe, spielte bisher der Bereich von Arbeit und Beruf im Leben der Gemeinde, besonders in der Verkündigung, kaum eine Rolle. Die Gemeinde kann aber an diesen Fragen nicht länger vorbeigehen.

— Neben den Problemen, welche die moderne Arbeitswelt aufwirft, erhält die Gestaltung des Feierabends und der Freizeit größeres Gewicht. Auch hier können die Gemeinden einen wichtigen Dienst leisten. Neben einem Angebot solider Weiterbildung sollte man überlegen, wie die Menschen am Feierabend und am Wochenende Entspannung, Kontakte, aber auch Ruhe finden können, um wieder zu sich selbst zu kommen.

— Ein schwieriges Problem sehe ich in der Wohnsituation. Besonders in den Großstädten und Ballungsgebieten sind die Wohnungen vielfach zu laut, zu eng und oft auch zu teuer. Wie schwer finden Familien mit mehreren Kindern heute angemessene und erschwingliche Wohnungen. Wo Kinder überhaupt geduldet werden, haben sie oft zu wenig Raum, sich altersgemäß zu entfalten; die Jugendlichen drängen bald aus den zu engen elterlichen Wohnungen heraus. Die Erwachsenen können sich dort oft nicht genügend von den Strapazen der Arbeit erholen. Für die Alten ist vielfach kein Platz. Aus der Wohnsituation am Ort ergeben sich daher für eine christliche Gemeinde Forderungen. Sie wird privatem Gewinnstreben soziale Verantwortung entgegenhalten und, wo immer es notwendig ist, für

familiengerechtes Wohnen, besonders auch der ausländischen Arbeitnehmer, eintreten.

— Der Konflikt unter den Generationen hat sich gegenüber früheren Zeiten verstärkt. Alt und Jung verstehen sich vielfach nicht mehr. Junge Leute vermögen ihre Initiativen und Experimente oft nur im Protest auszudrücken. Ältere beharren demgegenüber um so mehr auf ihren Überzeugungen und Gewohnheiten. Die Gemeinde für morgen müßte auch hier eine wichtige Aufgabe sehen; sie sollte Ort des Gesprächs und Verstehens sein, wo Eltern sich gegenseitig in Erziehungsschwierigkeiten helfen, wo Kinder sich entfalten können, wo Jugendliche sich verstanden fühlen, wo alte Leute nicht vereinsamen.

— Ein Problemfeld besonderer Art sind die Einstellungen zur Sexualität und die daraus entspringenden Verhaltensweisen. In unseren Gemeinden muß ein Klima entstehen, in dem auch über dieses Thema unbefangen gesprochen werden kann. Moralisieren hilft da nicht weiter; vielmehr ist die Einsicht vonnöten, daß zum Menschen im christlichen Sinn die Entfaltung des Gefühlslebens und der Körperlichkeit, aber auch die Selbstbeherrschung gehört. In dem Maße wie der Verdacht auf Sexualfeindlichkeit der Kirche schwindet, wird sie eine positive und verantwortbare Einstellung zur Sexualität fördern und den Gefahren der Zügellosigkeit entgegenwirken können.

— In der heutigen Gesellschaft wächst das Gespür für die Grenzen von Macht und Autorität. Der Umgang mit Macht und Einfluß jeder Art wird kritisch darauf geprüft, ob und inwieweit er Elemente von Willkür und Unterdrückung enthält oder partnerschaftlich und durchsichtig ist. Es wächst das Bedürfnis nach Gespräch und nach Möglichkeiten, sich — auch Vorgesetzten gegenüber — angstfrei mitteilen zu können. Es wächst auch das Gefühl für soziale und politische Ungerechtigkeit und führt am Ort zum Beispiel zu Bürgerinitiativen, Hilfsaktionen, Demonstrationen. Für die christliche Gemeinde öffnet sich hier ein weites Feld, in Zusammenarbeit mit anderen gesellschaftlichen Gruppen positive Ansätze zu fördern und kritisch zu begleiten. Dabei müssen freilich ihre Eigenständigkeit und ihr eigener Auftrag gewahrt bleiben.

— Die Bemühungen um menschlichere Lebensbedingungen sammeln sich heute teilweise auch unter dem Stichwort der „Lebensqualität“, das weit über den Anlaß seiner Entstehung hinaus an Bedeutung gewinnt. Insoweit hier nicht bloß ein modisches Schlagwort verwendet wird, sondern die Einsicht zum Tragen kommt, daß im Leben des einzelnen und der Gemeinschaft vieles wichtiger ist als private Konsumsteigerung und materieller Wohlstand, insoweit kann dem eine christliche Gemeinde nur zustimmen. Alles, was der qualitativen Verbesserung der Lebensverhältnisse dient, wird der Christ im Rahmen des ihm möglichen aktiv unterstützen.

Zugleich aber müssen wir kritisch fragen, ob bei der Verwendung des Begriffes „Lebensqualität“ nicht oft der religiöse Bezug des menschlichen Lebens ausgeklammert wird. Die Ausrichtung des Menschen auf Gott ist nicht nur für die Qualität des einzelnen Lebens, sondern auch für die der ganzen Gesellschaft von erheblicher Bedeutung. Denn sie bewahrt vor einer Überschätzung des schon Erreichten wie vor naiven Vollkommenheitserwartungen für die Gesellschaft der Zukunft. Der Christ sieht in der Ausbreitung der Gottesherrschaft den einzigen Weg zu einer besseren Welt.

2. Mögliche Antworten der Gemeinden

Die christlichen Gemeinden sehen sich mit all diesen Herausforderungen seitens der Gesellschaft konfrontiert. Wie sollen

sie darauf reagieren? Gewiß wünschen viele in dieser Hinsicht eine stärkere Aktivität der Gemeinden. Aber zugleich fragen sie sich: Sind wir innerlich stark genug, uns diesen Herausforderungen von außen zu stellen, solange wir noch im Inneren vor großen Problemen stehen?

Unsere Gemeinden haben es in der heutigen Übergangssituation zweifellos nicht leicht. Sie werden auf vielerlei Weise angefochten. In einer Umwelt, in der viele glauben, ohne Gott auskommen zu können und in der wir unterschiedlichsten Weltanschauungen und Religionen begegnen, ist es nicht leicht, den Glauben zu bewahren und zu bekennen. Die notwendige Aufgabe, den überlieferten Glauben unverkürzt zu erhalten und zugleich in einer heute verständlichen Sprache auszudrücken, kann Schwierigkeiten mitbringen, die zu überwinden große Kraft fordert.

Es ist daher verständlich, wenn manche meinen, sie könnten sich den Anfragen der Gesellschaft erst zuwenden, wenn die Probleme im Inneren der Gemeinde gelöst sind. Aber entspricht das christliche Einstellung? Gerade durch die selbstlose Zuwendung zu anderen wird der eigene Glaube in seiner Tragfähigkeit erfahren. Die christliche Gemeinde, die sich im Geiste Jesu für die Nöte anderer öffnet, findet dadurch auch für sich Stärkung und Ermutigung im Glauben.

Dennoch bedrängt uns die Frage: Werden die Gemeinden durch die Konfrontation mit der gesellschaftlichen Situation nicht überfordert? Wir haben kaum genug Geistliche und sonstige Mitarbeiter sowie erhebliche Nachwuchssorgen und sollen jetzt noch mehr tun und ganz neue Aufgaben angehen? Doch es geht nicht in erster Linie darum, mehr zu tun oder zusätzlich etwas zu leisten; es geht vielmehr darum, die Blickrichtung der Gemeinde zu erweitern und künftig all ihre Initiativen und Aktivitäten unter den Gesichtspunkt der Ausbreitung der Gottesherrschaft zu sehen; das heißt auch, alles in einer Weise zu tun, die das Wohl aller Menschen mit im Auge hat.

Die geforderte Öffnung der Gemeinde ist nicht gleichbedeutend mit einer Verlagerung ihrer Arbeit auf Sozialhilfe und gesellschaftliches Engagement. Eine Gemeinde, die sich darin erschöpft und sich nicht ständig an Jesu Wort und Beispiel orientiert, wird auf Dauer der Gesellschaft nur wenig nützen. Sie bedeutet aber viel für die Menschen, wenn sie im Glauben das Selbstbewußtsein gewinnt, daß sie einen besonderen Beitrag zum Wohle aller einzubringen vermag, den keine andere Gruppe, Religion oder Weltanschauung sonst leisten kann.

Aufgrund ihres Glaubens an Gott, der das Heil aller will und in der Menschwerdung Jesu Christi unsere Welt endgültig bejahet hat, widerspricht die christliche Gemeinde all denen, die meinen, nur aus eigener Kraft alle Mißstände beseitigen und eine vollkommene Welt schaffen zu können. Zu groß sind die Rückschläge bei diesen Versuchen, zu zahlreich die Opfer auf diesem Weg, zu ernüchternd die bisherigen Bilanzen, zu begrenzt unsere Möglichkeiten. Für den Glaubenden erscheint es ausgeschlossen, daß die erhoffte neue Welt das Ergebnis bloß menschlicher Eigenleistung sein könnte. Was uns trotz allem gelingt und zum Wohl des ganzen beiträgt, weiß der Christ von Gott geschenkt; es bleibt dem zu danken, „der das Wollen und das Gelingen in uns wirkt“ (Phil 2, 13).

So wenig also die christliche Gemeinde blinden Fortschrittsglauben und selbstherrlichem Aktivismus traut, so wenig darf sie sich der Resignation oder tatenloser Wartestellung überlassen. Weil sie überzeugt ist, daß Gott das Wohl und Heil der Welt in seine Hände genommen hat, läßt sie sich auch von menschlicher Schwäche und Schuld, von Katastrophen und Rückschlägen nicht entmutigen. So kann und soll sie ein Lichtblick sein

für Mutlose und Resignierte, zugleich aber Anlaß zu Kritik und Ernüchterung derer, die nur auf die eigene Kraft bauen.

In der Gemeinde der Zukunft wird der Gottesdienst wie bisher Mitte und Herzstück sein, von wo aus alle Lebensäußerungen der Gemeinde ausgehen und worauf sie zulaufen (vgl. Liturgiekonstitution 10, 1 und Priesterdekret 5, 2). Aber er wird die Verantwortung der Christen für die Gesellschaft, wie sie das Zweite Vatikanische Konzil in der Konstitution „Die Kirche in der Welt von heute“ ausführlich beschrieben hat, stärker einbeziehen. Im Gottesdienst muß verständlicher zur Sprache kommen, was die Botschaft Jesu nicht nur für das Leben des einzelnen, sondern auch zu den Fragen der Zeit und zu der Situation der Menschheit zu sagen hat. So können auch Fernstehende für das Evangelium angesprochen werden. Der Gottesdienst muß der Gefahr entgehen, anonym und isolierend zu wirken; er soll und kann Gemeinschaft stiften und erfahrbar machen. Alle heute schon gegebenen Möglichkeiten sollten genutzt werden, um dies zu erreichen.

Ein lebendiger Gottesdienst wird einerseits mehr Raum zu stiller Besinnung und persönlichem Gebet schaffen; zugleich aber wird er Ausdruck der prophetischen Kraft der Gemeinde sein. In der Gedächtnisfeier des Todes und der Auferstehung Jesu wird sie die Nöte und Leiden dieser Zeit im Licht des Glaubens deuten und die Verheißungen des Evangeliums tröstend ins Bewußtsein rufen.

In Zukunft wird Christsein mehr als heute Sache einer persönlichen Überlegung und Entscheidung sein. Das erfordert neue Formen, um Erwachsene und Jugendliche mit dem Glauben in verständlicher und altersgemäßer Weise bekanntzumachen und ihnen auf ihrem Weg zu einer persönlichen Entscheidung für den Glauben und zum Wachstum im Glauben zu helfen. Dabei könnte an die altkirchliche Form des Katechumenates, in dem Menschen schrittweise im Glauben unterwiesen, zum Taufversprechen hingeführt und in die Gemeinde aufgenommen wurden, unter den heutigen neuen Bedingungen wieder angeknüpft werden.

Glaubensinformation und theologische Erwachsenenbildung gewinnen neue Bedeutung. Es geht darum, das religiöse Wissen im lebendigen Austausch der Gemeinde zu verarbeiten und in das Leben umzusetzen. Neue Wege der Glaubensunterweisung und der Gemeindekatechese werden notwendig sein. Dies kann nicht gelingen, wenn nicht viele Gemeindeglieder dabei mitwirken. Diese Aufgabe kann nicht mehr auf den Religionsunterricht in der Schule abgeschoben, zumal in Zukunft immer weniger Religionslehrer zur Verfügung stehen werden.

Die Gemeinde der Zukunft wird in dem Maße einladend und interessant sein, in dem sie ein Ort des offenen Gespräches und eine Kontaktstelle für alle Menschen guten Willens wird. Das gilt besonders für die neuen Siedlungen in Ballungsgebieten, wo riesige Hochhäuser entstehen, wo aber ausreichende Möglichkeiten für zwischenmenschliche Begegnungen fehlen. Gerade weil heute viele Menschen einsam sind, wird es Aufgabe der Gemeinde sein, menschliche Beziehungen zu fördern und zu knüpfen. Jeder, der kommt, sei willkommen. Die Räume, die eine Gemeinde hat, sollten nach Möglichkeit auch solchen zur Verfügung stehen, die nicht zur Gemeinde gehören, aber einen Ort des Gedankenaustausches suchen.

In Einzelgesprächen und Gesprächskreisen wird man überlegen, wie geistliches Leben in unserer Zeit möglich ist. Auf schwierige Lebensfragen läßt sich eine Antwort leichter in Beratung mit

anderen finden. Man wird Glaubenserfahrungen austauschen, sich gegenseitig raten und ermutigen und manches zusammen besser tun, als es isoliert geschehen kann. Auch Konflikte lassen sich so besser lösen (vgl. dazu: Fastenhirtenbrief 1972: Über Konflikte und ihre Lösung). Aus solchen Gesprächen können neue Initiativen erwachsen. Eine Gemeinde, die derart zum Ort des gegenseitigen Austausches wird, kann zugleich Raum bieten für lebensnahe Meditation und persönliche Besinnung. Die Offenheit zu Gespräch und gemeinsamem Tun findet einen besonderen Ausdruck in gemeinsamen Festen; sie haben für ein gutes Klima in der Gemeinde große Bedeutung.

Die Gemeinde der Zukunft wird sich in der Nachfolge Jesu vor allem denen zuwenden, die mit sich und anderen nicht zurechtkommen und in Schwierigkeiten sind. Ohne zuerst auf die Gruppenzugehörigkeit der Betroffenen zu achten, wird sie ihnen helfen und dabei alles vermeiden, was demütigen könnte. Sie wird im Rahmen ihrer Möglichkeiten mitwirken, daß auch ledige Mütter Menschlichkeit und Hilfe erfahren, daß Isolierte wieder Anschluß finden, daß Straffällige wieder einen sinnvollen Platz in der Gesellschaft einnehmen, daß Drogenabhängige wieder kontaktfähig und berufstüchtig werden. Für ältere Menschen wird sie Möglichkeiten zu aktiver Mitarbeit suchen und schaffen.

Neben all diesen Formen sozialer Verantwortung wird ein wichtiger Beitrag der Gemeinde darin bestehen, daß sie bedrückten und leidenden Menschen hilft, mit ihrem Schicksal fertig zu werden. Menschen, die das beratende und tröstende Gespräch suchen und brauchen, müssen in der Gemeinde Gehör finden. Aus dem Glauben heraus können Christen anderen helfen, Schuld zu verarbeiten und auch angesichts von Leid und Schicksalsschlägen nicht am Sinn des Lebens zu verzweifeln und ihre Situation anzunehmen.

Die Hilfe für den leidenden Mitmenschen wird um so wirksamer sein, je mehr es gelingt, auch die Ursachen der Leiden zu beseitigen, soweit dies möglich ist. Zwar ist es nicht die Aufgabe der Gemeinde, als solche in Parteipolitik einzugreifen; wohl aber soll sie die gesellschaftlichen und politischen Vorgänge aufmerksam verfolgen und aktiv dazu beitragen, daß gute und gerechte Entscheidungen getroffen und durchgeführt werden. Deshalb wird sich die Gemeinde der Zukunft zum Beispiel um ein kritisch-solidarisches Verhältnis zur kommunalen Verwaltung und zu den konstruktiven politischen Kräften am Ort bemühen, ohne sich auf einen parteipolitischen Standpunkt festzulegen. Zugleich wird sie das politische Verantwortungsbewußtsein in ihren eigenen Reihen so lebendig entwickeln, daß möglichst viele Gemeindeglieder bereit sind, im gesellschaftlichen und politischen Bereich Aufgaben zu übernehmen.

3. Über die Gestalt der Gemeinden für morgen

Wie könnte eine Gemeinde aussehen, die diese Aufgaben erfüllen will? Diese Frage gewinnt besondere Bedeutung durch den fortschreitenden Priestermangel. Sie ist aber auch unabhängig davon längst fällig. Es geht dabei nicht so sehr um Überbrückungsmaßnahmen oder Notlösungen in der Hoffnung auf bessere Zeiten; vielmehr gilt es zu überlegen, in welche Richtung sich die Gemeinde von heute entwickeln muß, um Gemeinde für morgen zu werden.

Wir müssen mutig und entschlossen Abschied nehmen von einem Versorgungsgedanken, demzufolge es Sache der Priester und

ihrer Mitarbeiter ist, den Gemeinden ein Programm — einen „service“ — von Gottesdiensten, Bildungsveranstaltungen und sozialen Hilfeleistungen anzubieten, aus dem dann jeder nach Belieben auswählt. Eine Gemeinde ist weder eine Schulklasse noch ein Theaterpublikum. Sie verdient den Namen einer christlichen Gemeinde nur in dem Maße, wie ihre Aktivitäten aus dem Geist Jesu in ihr selbst erwachsen und von ihr getragen werden. Ähnlich der christlichen Frühzeit sollte es deshalb in den Gemeinden eine Fülle verschiedenster Dienste und missionarischer Initiativen geben.

Viele Dienste, die heute noch dem Priester allein oder seinen amtlichen Mitarbeitern überlassen bleiben, müssen in Zukunft weitgehend von der Gemeinde getan werden. Dabei gilt es, neue Begabungen und Möglichkeiten zu entdecken. Das Amt der Gemeindeleitung, das in der Eucharistie seinen dichtesten Ausdruck findet, bleibt aus theoretischen Gründen auch in Zukunft dem Priester vorbehalten. Aber er wird es nur in engster Zusammenarbeit mit dem Pfarrgemeinderat und anderen Gruppen verwalten, die in gestufter Mitverantwortung an den Entscheidungen mitwirken. Eine wichtige Funktion der Gemeindeleitung wird in Zukunft darin bestehen, Aktivitäten zu inspirieren und zu koordinieren. Durch gute Information wird sie dafür zu sorgen haben, daß Entscheidungen durchsichtiger werden und in Form und Inhalt dem Geist des Evangeliums entsprechen.

Mehr noch als heute wird es spontane Gruppierungen geben, die sich vorübergehend oder auf Dauer bilden — sei es etwa zum gemeinsamen Gebet (vgl. dazu: Fastenhirtenbrief 1973: Das Leben des Christen in der Gegenwart Gottes), zur Lösung eines sozialen Problems oder zur Erreichung eines besonderen Zieles. Durch diese innere Auffächerung kann die Gemeinde

auch wieder anziehend werden für jene, die sich nicht oder nur teilweise mit Glauben und Kirche identifizieren.

Die Gemeinde für morgen wird sich nicht isolieren dürfen. Mehr als bisher wird sie angewiesen sein auf Erfahrungsaustausch und Zusammenarbeit mit Nachbargemeinden, mit Bezirk und Bistum. Auch die Kontakte zu anderen christlichen und nichtchristlichen Gruppen und Vereinigungen müssen gepflegt werden, wobei der Zusammenarbeit mit den evangelischen Gemeinden besondere Bedeutung zukommt.

Häufig erweist sich eine Arbeitsteilung nach vorheriger Absprache als nützlich; denn das ermöglicht eine Konzentration der Kräfte und eine Spezialisierung, die meist auch zu einer Verbesserung der Dienste führt. Zur Zeit laufen manche Initiativen konkurrierend nebeneinander her, weil das Bewußtsein gemeinsamer Verantwortung noch zu wenig entwickelt ist. Für eine fruchtbare Zusammenarbeit ist keine völlige Übereinstimmung mit allen Zielen und Mitgliedern einer anderen Gruppe erforderlich. Es genügt die gemeinsame Sicht der Aufgaben, die zusammen gelöst werden sollen, und eine klare Absprache über die Bedingungen der Zusammenarbeit.

Liebe Gemeinden! Wir haben überlegt, welche Bedeutung die Fragen haben, die uns in der Osternacht gestellt werden. Dabei sehen wir uns — vielleicht unerwartet — mit erheblichen Herausforderungen und Erwartungen konfrontiert. Es ist deutlich geworden, daß eine grundlegende Orientierung an Jesus Christus vonnöten ist, wenn wir unserem Auftrag gerecht werden wollen, Salz der Erde, Licht der Welt, Sauerteig der menschlichen Gesellschaft zu sein. Das erfordert einschneidende Veränderungen in unseren Gemeinden. Wohl jeder von uns fragt sich, wie das zu schaffen ist; manche werden vielleicht mutlos und resignieren. Doch im Glauben finden wir Kraft und Ermutigung ...

Problembereich

Glaubenserfahrung in einer technischen Welt

Zu einigen neueren theologischen Publikationen zum Thema Technik

Hans Sachsse hat in seinem Buch „Technik und Verantwortung“ (Freiburg 1972, 147 S., vgl. HK April 1973, 202 ff.) den „Trägern der ethischen Bildung“, einschließlich der Kirchen, den Vorwurf gemacht, sie ließen die Techniker im Stich. Sie schwiegen, wenn es darum geht, konkrete sittliche Entscheidungen zu treffen, die es ermöglichen könnten, sich auf ein dringend erforderliches gemeinsames Konzept zur Bewältigung der Technik zu verständigen. Sachsse hat deshalb aus eigener Sachkenntnis heraus versucht, selber konkrete Vorschläge zu sammeln

und zu entwickeln, die darauf abzielen, die technische Entwicklung für den Menschen sinnvoll zu gestalten. Er hält seinen Versuch aber nicht für ausreichend, sondern ist der Meinung, daß langfristige ethische Absicherungen des technischen Geschehens notwendig seien, um eine Katastrophe zu vermeiden. Es sei also eine verbindliche Sinnvorgabe notwendig, die aus der Technik selbst nicht entwickelt werden kann und die zu entwickeln der Techniker nicht kompetent sei. Die Frage nach dem Sinn der Technik weitet sich so zur Frage nach dem Sinn